

so wie Herdenbildungen unter Thieren. Ebenso das Recht eine einfache Naturthatsache, als Reflexbewegung des Nums zum Zwecke der Selbsterhaltung gegenüber anderen Individuen; die Moral entsteht als organisches Bedürfnis, als eine biologische Nothwendigkeit. Und auf ebenso natürlichem und naturnothwendigem Wege entstehen die religiösen Vorstellungen.

Als solche Naturthatsachen in's Leben tretend entwickeln sich Recht, Politik, Moral nach Maßgabe der Verhältnisse der Umwelt, des Milieus (L'ambiente) und des intellectuellen Fortschrittes der Menschen. Unter jenen Verhältnissen, welche auf die Entwicklung von Einfluss sind, steht in erster Reihe der Kampf um's Dasein, welcher durch die Bedürfnisse des Lebens dem Menschen ausgenüht ist. Dieses Leben aber ist durchwegs ein Herdenleben, eine Gruppenbewegung. „Außerhalb des Gruppenlebens gibt es kein Recht; in der Vereinzelung fehlen alle jene Elemente, welche ein Rechtsgefühl und ein Rechtsbewusstsein in's Leben rufen; überhaupt ist die Vereinzelung auf dem Gebiete der Menschheit eine Hypothese, der es an jeder Begründung mangelt, eine metaphysische Abstraction, die sich mit den Gesetzen der Entwicklung nicht vereinbaren läßt.“

Damit ist Mantia bis an die Schwelle der Grundwahrheit der Sociologie vorgebracht, ohne dieselbe jedoch zu betreten. Denn die Erkenntnis, daß der Einzelne als Factor der socialen Entwicklung nur eine „metaphysische Abstraction“ sei und daß es „außerhalb des Gruppenlebens kein Recht“ gäbe, bahnt nur den Weg zur Grundwahrheit der Sociologie, daß alle sociale Entwicklung und somit auch all und jede Staats- und Rechtsordnung sich einzig und allein aus dem Kampfe der verschiedenartigen socialen Gruppen ergibt.\*\*) Mantia gelangt, wie gesagt, bis hart an diese Grundwahrheit, ohne dieselbe klar zu formulieren und die weiteren Konsequenzen aus derselben zu ziehen. Er begnügt sich damit, in der Analogie zwischen physiologischem Reizempfang und Reaction gegen denselben dieselbe Lebensäußerung zu sehen, die auf socialen Gebiete das Recht erzeugt und auf diese Weise seine Anschauung von der „Einheit des Gesetzes“ zu begründen. Das Ungenügende in seiner Darstellung ist, daß er immer nur eine einheitliche sociale Entwicklung im Auge hat, also eine einheitliche Gruppe, in deren Schoße die Staats- und Rechtsentwicklung sich vollzieht, statt, wie das die Sociologie annehmen muß, in dem Kampfe der heterogenen Gruppen die Haupttriebfeder, den Hauptmotor dieser Entwicklung zu sehen.

Ungeschmälert bleibt jedoch Mantias Verdienst, daß er einer derjenigen ist, welche in neuester Zeit die Anschauung von der „Einheit des Gesetzes“, welche heutzutage unter den Sociologen zu einer communis prudentium opinio geworden ist, auf sinnreiche und selbstständige Weise begründet haben.

Graz.

Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

## Ein Sonderling.

In einer Hütte auf der Lawies von Tullnerbach starb neulich ein sonderbarer Greis. Er war als Professor Eduard O'Brien gemeldet und die Leute wollten wissen, daß er ein Bruder oder doch Vetter des Dubliner Erzbischofes, aus einer sehr großen und sehr alten Familie, ja wohl gar der Enkel irischer Könige sei. Sie kannten ihn lange: 1878 war er gekommen, hatte bei einer Versteigerung die Hütte um ein Geringes gekauft und nun alle die Jahre einsam für sich gelebt, in einer feindlichen Verschlossenheit, ungesellig, scheu vor den Menschen, finster und stumm. Wen es gelüftete, mit ihm zu reden, der mußte es böse büßen: er trieb ihn rauh und hämisch weg. Wenn er auf seinen Gängen einem Wanderer begegnete, froh er hinter Gebüsch, sich zu verstecken. Er wies jeden Blick und jedes Wort. Die Leute wunderten sich und wenn sie ihn in seiner Hütte hämmern und geschäftig hantieren hörten, wurde ihnen bange, weil sie es nicht deuten konnten, und sie rächten sich mit schlimmen Gerüchten. Das war schon viele Jahre so. Aber da er jetzt starb, kam es in die Zeitungen und die Zeitungen beiläufig jetzt, das Räthsel des wilden Eremiten zu lösen, wie es ja auch ihr Amt und ihr Beruf ist.

Die Zeitungen begannen zu argumentieren. Dieser Mensch war aus dem Leben geflohen. Warum? Aus Furcht vor einer Strafe oder aus Gram über ein Verbrechen? War es ein Verbrechen oder war es ein Schmerz, was ihn von den Menschen trieb? Sie suchten. Er konnte ein Verschwörer sein, ein Feiner, von jenem Bunde, der Gift und Dolch nicht verschmäht und die politischen Gegner kalten Herzens himmordet. Oder man mochte meinen, daß Antreue und Berath einer Geliebten ihn zur Verzeihung am Leben und zum Hass der Menschen gebracht. Aber sie suchten umsonst. Es stellte sich heraus, daß Edward Murrrough O'Brien keineswegs eine so abenteuerliche und romantische Vergangenheit hatte, wie man nach seinem Tode anfänglich anzunehmen geneigt war, . . . daß er nichts mit den politischen Wirren und Untrieben in seinem Vaterlande zu thun hatte, daß er kein Feiner war und sich nicht aus Irland flüchten mußte, daß er weder in Amerika gewesen, noch zur Zeit des Krimkrieges nach dem Orient ausgewandert ist. Er hat vielmehr den größten Theil seines

Lebens hier in Wien zugebracht. Er war als englischer Sprachlehrer und war eine in der Wiener Gelehrtenwelt wohlbetannte und beliebte Persönlichkeit; er verkehrte in den besten Kreisen und in den angesehensten bürgerlichen und aristokratischen Häusern, scheint ein eleganter Mann von feinen Manieren gewesen zu sein und veranstaltete mehrere Jahre hindurch geschlossene Diners, zu denen sich die distinguierte Welt drängte und die damals zu den glänzendsten Ereignissen des Jahres gerechnet wurden. Und so viel seine Papiere, welche der Notar Dr. Hugo Hild in Purkersdorf einstweilen verwahrt, von allerhand munteren Veleben und Galanterien wissen, es fehlt doch jede Spur einer Leidenschaft. Keine Gefahr, die er zu scheuen, kein Schmerz, den er zu vergessen hatte. Die Zeitungen haben falsch gerathen und so zögern sie auch schon gar nicht mehr, ihn eigentlich „ganz uninteressant“ zu finden und mit jener gemüthlichen Ironie, die ihnen immer bereit ist, wenn sie was nicht gleich verstehen, resumieren sie spöttisch: „Kur- und gut — Edward O'Brien war eher alles andere als ein tragischer Charakter.“

Ob es sich nicht aber doch verlohnen könnte, über den immerhin ungewöhnlichen Mann noch ein bißchen zu sinnen, weil er am Ende vielleicht neue oder seltene Lehren vom Leben gibt? Wir sind gewohnt, eine Klucht aus dem Leben nur zu verstehen, wenn einer durch Schuld aus ihm gestochen oder durch Leid von ihm verundet ist. Hier scheint nun ein Fall ohne Schuld und Leid zu sein. Ein heiterer und thätiger Mann, der unangefochten glücklich wirken könnte, geht hier plötzlich aus dem Leben in die Verschollenheit. Warum? Weil ihm das Leben nichts mehr bieten kann? Weil er das Leben nicht mehr braucht? Weil er sich selber genug geworden ist? Aber wie? Wie soll, wie will, wie kann man das deuten? Ihn einen Narren zu nennen ist doch noch keine Lösung. Wir kennen Anachoreten, die Sünden büßen, und kennen Anachoretinnen, die Leiden erwinden wollen. Gibt es noch andere, unsündige, ja freudige Anachoretinnen, Einsiedler aus der Lust am Leben? Und was wollen die in der Wüste? Das sind die Fragen, die der dunkle Sonderling von der Lawies in Tullnerbach stellt.

Er wird als ein denkender und genießender Mensch geschildert. Die Schüler rühmen seinen Geist. Er liebte Feste. Das Prangende und Brunkende des Lebens lockte ihn. Die Frauen waren ihm gut. Er trank mit gierigen Sinnen alle Reize der Dinge, aber es drängte ihn wohl auch, sie nach ihrer Bedeutung, um ihr Wesen zu fragen. Er sann, wenn er schwelgte, und wenn er den Duft der Abenteuer sog, trieb es ihn, ihren Sinn zu fassen. Er eiferte im Schwalle der Entzafung, die Fülle der Erscheinungen auf ihre Ideen zu reducieren. Man denke sich einen wilden Don Juan im Irdischen, dem plötzlich alle flüchtigen Genüsse von ihrer heimlichen Ewigkeit zu reden anfiengen, daß er, wie jener Prinz im Walde, die Stimmen der Vögel verstehen konnte. Da mußte ihm jedes Weilschen dann eine Geste der ewigen Schönheit, diese bunte Welt ein Atlas von Ideen und alles wie ein Gefang auf den Ruhm Gottes werden. Wenn er, denkend und genießend, hinter den Formen in das Wesen drang, konnte er sie entbehren. Seit er seinen Sinn hatte, brauchte er das Leben nicht mehr, wie man, um Schach zu spielen, keine Figuren und kein Brett mehr braucht, wenn man nur erst seine Gesetze auswendig weiß.

Ob er Recht hatte, ist hier nicht die Frage. Es gilt nicht, ihn zu billigen. Man soll ihn nur verstehen. Es soll nur gezeigt werden, wie eine Seele dahin gelangen konnte, die Einheit aller Dinge und das Wesen hinter den Erscheinungen so stark zu spüren, daß ihr alle nur Wünsche, Launen und Verjuche der großen Macht sind, die sich bald verworren und scheu, bald in frohlockender Pracht manifestieren, und daß ihr die kleinsten am Ende als Statthalter der größten genügen. Goethe hat gesagt: „Ich habe all' mein Wirken und Kräfte immer nur symbolisch angesehen und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln.“ Die Eroberung von Provinzen, die Rist des Handels, den Stolz der Architekten — man kann das alles ganz so fühlen, wenn man bescheiden seinen Acker pflügt. Man kann an seinem Hunde Solon oder, wer als Gärtner Blumen wider ihren Trieb nach seiner Laune zieht, Napoleon sein. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; aber wer seinen Sinn einmal vernimmt, der wird ihn in allen tausend Sprachen der Erscheinungen vernehmen, aus dem feierlichen Latein des großen Schicksals, wie aus dem weichen Dialect der täglichen Begebenheit. O'Brien hatte ein paar Instrumente und drechselte gern und drechselnd konnte er die Gefühle aller Dinge fühlen.

Wer je gelernt hat, hinter die Dinge zu schauen und sie als Variationen der Ideen zu erkennen, als einen bunten Carneval der ewigen Kräfte, die ohne Hast die Masken tauschen, der kann auf die Welt verzichten. Ja, es ist möglich, wenn man sich einen sehr Empfindlichen mit zarten und leicht verwirrten Nerven denkt, daß er sogar auf die Welt verzichten muß, weil der Tumult und Lärm der Dinge, die ihn alle unaufhörlich mit ihren Bedeutungen anschreien, ihm unerträglich würde. Vielleicht können wir nur leben, weil rings die Dinge um uns schlafen und sich kaum leise wie im Traume nidend regen. Wer darf es wagen, sie zu wecken? Wer hätte die Kraft, von jedem verhärteten Gesichte alle Empfindungen der Noth, aus jedem Nachen alle Verzückungen der Lust zu lesen und so in jeder Begegnung die ganze Ewigkeit zu spüren? Es ist unser Glück, daß wir taubstum durch das Dasein gehen, ohne es zu hören und mit ihm zu reden. Wenn der Frühling das erste Grün aus den Nesten schlägt, dann geschieht es oft,

\*\*) Vergl. Gumplowicz: „Die sociologische Staatslehre“. Graz 1892. Verlags- & Buchhandl.